

"Und auf geht's zum Zillertaler Hochzeitsmarsch!" - oder: Fremdheit in der Heimat: ein sehr subjektiver Bewältigungsversuch einer postmodernen Krise

Pankofer, Sabine

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Pankofer, S. (1995). "Und auf geht's zum Zillertaler Hochzeitsmarsch!" - oder: Fremdheit in der Heimat: ein sehr subjektiver Bewältigungsversuch einer postmodernen Krise. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 19(1), 7-15. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-19790>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

THEMATISCHE BEITRÄGE

Sabine Pankofer

„UND AUF GEHT'S ZUM ZILLERTALER HOCHZEITS- MARSCH!“ – ODER: FREMDHEIT IN DER HEIMAT

Ein sehr subjektiver Bewältigungsversuch einer postmodernen Krise

Der bayerische Alleinunterhalter unterhält die Hochzeitsgesellschaft. Zwischen Ländler und Lambada gibt es schlüpfrige Witze, Schnäpse und Spielchen wie „Bräutigam-Wadl-Tasten-und-Erraten“. Die Hochzeitsgäste, zwei ganz normale bayerische Familien, die sich an diesem Tag das erste Mal zusammengefunden haben, amüsieren sich prächtig. Das Brautpaar ist glücklich, die Schwiegermütter gerührt und die obligatorisch böse Tante mäkelt herum. Tante Resi flippt auf Schlager „aus ihrer Zeit“ aus, während Onkel Erhard beim Tanzen alle Frauen extra dicht an sich drängt. G'stanzt werden vorgetragen, umgedichtete Lieder gesungen und es wird natürlich viel, gut und üppig gegessen und getrunken.

Es ist eine gelungene, harmonische und ganz normale Hochzeit.

Ganz normal – und ich sitze mitten drin. Ich fühle mich von Normalitäten bombardiert. Es scheint eine unausgesprochene Übereinkunft zwischen allen darüber zu geben, welche Regeln, Traditionen und Rituale es einzuhalten gilt. Die durch Sprache angebotenen Symbole scheinen eindeutig zu sein: in kurzen Reden wird das Glück des Brautpaares beschworen, alle versichern sich gegenseitig, wie schön und

gut gelungen alles ist, die Lieder des Alleinunterhalters handeln von Liebe und Harmonie – Friede, Freude, Eierkuchen. Vor allem sehr viel Kuchen.

Die Einzige, die sich nicht normal fühlt, bin ich. Die Situation hier käme mir vor wie Fernsehen, wenn ich nicht die meisten ‚kennen‘ würde. Und es fehlt die Fernbedienung, um mich durch das Programm zu zapfen.

Seltsam fremd, weit weg und doch auch vertraut, wie aus einer anderen Zeit, erscheint mir das, was den anderen so selbstverständlich vorkommt. Ich vergnüge mich zwar zeitweise, doch in mir gären verquere Gedanken. Ist das wirklich real? Warum fühle ich mich so weit weg von Menschen, die mir durch nähere oder fernere Verwandtschaft nahe stehen müßten? Warum habe ich das Gefühl, die anderen Menschen wie durch eine Glaswand getrennt zu erleben, mich abgesondert von dem zu fühlen, was dort passiert? Ich kenne die Rituale nicht (mehr), bewege mich auf unsicherem Terrain, während alle anscheinend genau wissen, wie und um was es geht. Die gefühlte Distanz ist einerseits unangenehm, andererseits ermöglicht sie mir, das Geschehen und das, was ich sehe, höre, empfinde, aber auch mich selbst, in Frage zu stellen. Einerseits beneide ich ‚die Anderen‘ um die verführerische Sicherheit des Nicht-Hinterfragens, des Wissens, wie ‚es‘ geht, fühle mich alleine und weit weg, andererseits mißtraue ich dieser harmonischen Sicherheit – und gleichzeitig weiß ich, daß ich nicht zurück kann und auch nicht will.

Dazu kommt, daß das Setting der Hochzeit auf mich ‚normalbiographischen Druck‘ ausübt. Anstatt eines Brautstraußes werden stereotype augenzwinkernde Anspielungen in Richtung der Frauen geworfen, die ‚noch zu haben sind‘, die sich ‚noch nicht‘ in diese Normalität begeben haben. Daß es auch andere Lebensentwürfe gibt, scheint aus dieser Perspektive nicht möglich oder wünschenswert (für wen nur?) zu sein. Auch ich kenne diese inneren Widersprüche, viele Jahre der Sozialisation hin zur perfekten Ehefrau haben ihre Wirkung. Ich pendle zwischen eigenen Wünschen und Idealen und gleichzeitigem guten Gefühl zu meiner nicht immer eindeutigen Lebenssituation.

Der Zillertaler Hochzeitsmarsch ertönt, die Gäste jubeln, springen auf und stellen sich in Position. Ich lerne, was man und frau zu tun hat: Paare bilden eine Gasse, durch die das Hochzeitspaar und die ihnen folgenden Paare schlüpfen, sich trennen und in anderen Formationen tanzen – die Polonaise aus Blankenese auf bayerisch. Mal sind die „Madl“ in der Mitte, während die Burschen hän-

deklatschend einen Kreis um sie bilden, mal werden die „Buam“ aufgefordert, den innentanzenden „Madln“ die Röcke hochzuwirbeln. Die aus Männermangel sitzengeliebenen Frauen beobachten klatschend die Situation. Nach dem Schlußakkord des Alleinunterhalters strömen alle schwitzend zum Hauptgericht und auf ihre Plätze.

Ich bin woanders, habe die Heimat verlassen. Und nicht nur die Heimat an sich, sondern auch die Sprache und damit die Sicherheit der Symbolwelt meiner Heimat. Zuhause wurde zwischen meinen Eltern bayerisch gesprochen, mit uns Kindern jedoch vor allem hochdeutsch. Die Dialektfeindlichkeit der 70er Jahre erlaubte den bayerischen Dialekt kaum, schon gar nicht im Gymnasium.

Normalerweise fällt mir (anderen jedoch sehr) kaum auf, wenn ich mit meinen Eltern hochdeutsch rede und sie mir auf bayerisch antworten. Am Tag der Hochzeit aber spüre ich, daß wir uns nicht nur durch einen Dialekt unterscheiden. Nein, die Fremdheit ist tiefer, ich spreche eine andere Sprache. Meine Interpretationen und Wertungen der Symbole decken sich nicht mit ihren. Darüber hinaus scheint eine ‚Kommunikation über Kommunikation‘ kaum möglich. Bei einem späteren Versuch, über meine verwirrten Gefühle zu sprechen, reagieren einige Familienmitglieder irritiert: wieso, es war doch eine schöne Hochzeit, was ich denn wollte. Es war und ist für mich schwierig, die ‚richtigen‘ Worte zu finden, um verstanden zu werden. Vielleicht ist es auch mein Verlust an Direktheit verbunden mit einer unnötigen Verkomplizierung des Denkens und der Sprache – als ‚Produkt von (Ver-)Bildung‘? Auf jeden Fall erschüttert das Erlebte und Nachgedachte meine Bilder von mir und meiner Familie.

Das neueste Modell eines Camcorders schmiegt sich winzigklein in die Hand des Filmers und wird fast zu einem Teil des Körpers. Das magische Auge der Kamera umkreist das schunkelnde Brautpaar und beobachtet die kleinen gegenseitigen Aufmunterungen zwischen den (Pflicht-)Tänzern, die Braut und Bräutigam gemäß der Tradition mit allen zu tanzen haben. Schon auf dem Standesamt wurde alles filmgerecht präsentiert, schließlich soll der schönste Tag des Lebens festgehalten werden. Vielleicht müssen diese Bilder sogar die eigenen ersetzen. Wenn man

vor lauter Stress, alles perfekt zu machen, nichts oder wenig von den Geschehnissen dort mitbekommen hat, kann man sich wenigstens das Video der eigenen Hochzeit anschauen. Dann aber wirklich im Fernsehen.

Ich versuche mir mit den Handwerkszeugen zu helfen, die mir zur Verfügung stehen, um mit der erlebten Diskrepanz umzugehen und sie kreativ zu nutzen, setze diesen von mir als krisenhaft erlebten Unterschied mit Theorien, mit denen ich mich im Moment beschäftige, in Bezug und diskutiere dies ansatzweise. Um was geht es mir, in welchem Rahmen bewegen sich diese von mir auf der persönlichen Ebene erlebten Schwierigkeiten? Die Psychologie ist hierbei ein „Medium der Reflexion“ (Keupp, 1994, S. 226). Auf der Suche nach einer Klärung lande ich bei der Frage, wie ich mich als Subjekt in gesellschaftlichen Bedingungen erlebe und was in diesem Kontext Sprache bedeutet. Letztendlich geht es um Identität – oder besser gesagt: um Identitäten.

Ich mache mich in zwei Richtungen auf die Suche nach Antworten oder zumindest Denkanregungen, die meinen momentanen Diskurs stark beeinflussen: Postmoderne und Poststrukturalismus.

Spannendes und schwer zu Verstehendes zur Sprache ahne und finde ich bei Lacan.

Sprache und Symbole können – laut Lacan – aus der Verkettung mit der bezeichneten Dinglichkeit gelöst und dadurch doppel- und mehrdeutig werden. Lacan unterscheidet

„zwischen einem ‚leeren Sprechen‘ (parole vide) und einem ‚vollen Sprechen‘ (parole pleine). Das ‚leere Sprechen‘ findet in der Spiegelfechterei eines Monologs statt, in den wohlmeinenden Bildern, die das Subjekt entwirft, um den anderen damit zu umgarnen, in den narzißtischen Umarmungen, die einen Hauch von Selbstbeseelung vortäuschen, während das ‚volle Sprechen‘ der harten Arbeit eines Diskurses ohne Ausflüchte entspricht.“ (Lacan zit. nach Pagel, 1991, S. 56)

Auf die oben beschriebene Situation bezogen geht es nicht darum, zu bewerten, wer jetzt in ‚voller‘ und ‚leerer‘ Sprache spricht, sondern um die theoretische Annahme, daß diese beiden Modi des Sprechens sich auf Erleben, Verstehen und Deuten

von Sprache (als Konstituent der symbolischen Ordnung) und somit auf identitäts-konstruierende Deutungen des Subjektes auswirken. Sprache ist Mittel der Eigenkonstruktion, der Bildung von Identität(en) und der Bilder von sich.

Sprache kann auf unterschiedlichen Ebenen des ‚Ich‘ stattfinden. Lacan teilt das Ich in zwei verschiedene Teile: das ‚je‘ ist das Bewußte und auch das Unbewußte, der ‚wahre‘ Kern des Subjekts. Es kann alles sein, das Bewußte und vor allem das Unbewußte, das sich auf der symbolischen Ebene bewegt. Dagegen setzt er als Anteil des ‚Ich‘ das ‚moi‘ als ein Bild, Bewußtsein oder eine narzißtische Phantasie von sich selbst, was aber – wie Lacan es sieht – eine Täuschung ist. Täuschung deswegen, da das ‚moi‘ durchaus entfernt von dem ‚je‘ sein kann und auf ‚Spiegelungen‘¹, d.h. der Wahrnehmung über andere oder auch sich selbst, beruht.

‚Volle Sprache‘ und ‚leere Sprache‘ finden statt, je nachdem, welche Anteile des Subjektes ‚miteinander kommunizieren‘. Das Unbewußte des Subjektes spricht und denkt nur dort ‚wahr‘ [oder voll, im Sinne von authentisch, S.P.], wo es sich in der Sprache, in der ‚Rede des Anderen‘ erfahren kann (Pagel, 1991, S. 52).

Doch was bringt mir dieser Ausflug in die Theorie (um einen beliebten Slogan der Postmoderne zu benutzen), außer daß ich nach diesen komplizierten Gedanken noch konfuser bin?

Lacan geht davon aus, daß es verschiedene ‚Orte der Sprache‘ gibt und mehrere Anteile des Ich über Sprache und innerhalb einer symbolischen Ordnung in Bezug stehen. „In der Sprache kann das Wort des Einen *auch* das Wort des anderen sein“ (Lacan zit. nach Pagel, 1991, S. 34) – muß es aber nicht, weder innerhalb des Subjekts selbst (zwischen ‚je‘ und ‚moi‘), noch zwischen verschiedenen Subjekten. „Verstehen“ und die Grundannahme einer gemeinsamen Interpretation der symbolischen Ordnung können dadurch blockiert sein, daß sie auf verschiedenen Sprach- und Deutungsebenen stattfinden. Bleibt es bei den gegenseitigen Spiegelungen des ‚moi‘, ist kaum Platz für das Unbewußte, findet keine volle und authentische Kommunikation statt.

Bezogen auf die erlebten Schwierigkeiten in der Kommunikation während und nach der Hochzeit stellt sich mir die Frage, ob nicht das meiste dort Wahrgenommene Spiegelungen auf der Ebene des ‚Moi‘ waren, bei mir selbst und auch – falls ich darüber überhaupt Aussagen machen kann – bei den anderen. Welche Art von Kommunikation biete ich an, bieten mir die anderen Gäste der Hochzeitsgesellschaft an, wie sieht unser ‚je‘ aus?

Es geht mir nicht darum, diese Fragen zu beantworten, sondern der Ansatz gibt Anregungen zum Beobachten und Weiterdenken und ist als *eine* Deutungsmöglich-

keit auf einer individuellen Ebene des ‚leeren‘, verwirrten Gefühls zu betrachten, das während und nach der Hochzeit in mir vorherrschte.

In der Auseinandersetzung mit der scheinbar trivialen Erfahrung einer bayerischen Hochzeit wird jedoch zusätzlich ein wichtiger und über die individuelle Ebene hinausgehender struktureller und gesellschaftlicher Aspekt deutlich.

Dieses Erlebnis ist ein Beispiel zur Illustration des soziokulturellen Kontextes der vielzitierten ‚Postmoderne‘, „in dem die Subjekte die Erfahrung machen, daß ihre Lebenskonzepte immer weniger aus scheinbar bewährten Traditionsbeständen bezogen werden können“ (Keupp, 1994, S. 226). In Gesprächen darüber wurde deutlich, daß ich die Erfahrung der „Fremdheit“ mit denen teile, die ebenfalls die Bezüge, Denkstrukturen und Glaubenssysteme ihrer ‚Heimat‘ verlassen haben. Uns verbindet einerseits das Gefühl des Verlustes, einer Suchbewegung mit Ahnungen, ohne die genaue Richtung zu kennen. Gleichzeitig wissen wir, daß wir keine andere Wahl haben, auch weil wir uns entschieden haben, nicht mehr ‚zurückzuwollen‘. Und auch gar nicht können.

Sind wir die Generation vor der ‚Generation X‘², die zwischen der Moderne und der Postmoderne hängt und dabei noch mehr tiefe Bindungen an eine ‚moderne‘ Vergangenheit hat? – Wobei sich natürlich die Frage stellt, was jeweils unter Moderne und Postmoderne verstanden wird. Wenn Gergen postuliert, daß die Postmoderne dazu einlädt, „mit unserer Vergangenheit so umzugehen, wie es uns beliebt“ (Gergen zit. nach Keupp, 1994, S. 232), gibt es sicherlich in der Postmoderne eine größere Palette von Möglichkeiten im Handeln, Deuten und im eigenem Umgehen mit Vergangenheit. Beliebigkeit suggeriert jedoch freie Entscheidungsmöglichkeit im Umgang mit der eigenen Vergangenheit, die aber mit „unfreiwilligen“ und strukturell wirkenden Faktoren verknüpft ist wie z.B. Herkunft und familiäre Erfahrungen, die in ihrer Struktur eher der Moderne zuzurechnen sind. Ein ‚anything goes‘ auf einer subjektiven, aber auch historischen Ebene ist nicht möglich, denn Gesellschaft und Subjekt sind durch diese Erfahrungen – bei allen Veränderungen und Veränderungsmöglichkeiten – geprägt. Dennoch zeigen sich in der Postmoderne größere Wahlmöglichkeiten, trotz und gerade wegen der erlebten Vergangenheit.

Der Begriff ‚Postmoderne‘ ist sicherlich überstrapaziert und ein „Passepartoutbegriff, mit dem man fast alles machen kann“ (Tepe, 1992, S. 16). Es gilt, sich im Dschungel der Definitionen nicht zu verirren, sondern von Liane zu Liane zu schwingen und dabei nicht den Halt und vor allem die eigene Richtung zu verlieren. Es stellt sich die Frage, welches Verständnis von ‚Postmoderne‘ zu einer klärenden Reflexion beitragen kann.

Stimmig erscheint mir, unter postmoderner Erfahrung den

„nicht mehr (aber auch nicht weniger) ... moderne(n) Geist (zu verstehen), der einen langen, aufmerksamen und nüchternen Blick auf sich wirft, auf seine Lage und seine vergangenen Werke, nicht ganz überzeugt, was er sieht, und den Drang nach Veränderung spürt“ (Bauman, 1992, S. 333).

Das hilft, um den notwendigen Schritt zu machen vom larmoyanten Beklagen eines Verlusts hin zu einem klareren Blick auf das, worin ich mich sowieso bewege: eine komplexe, plurale Welt, in der ich selbst plural bin und sein darf. Es geht um das Ertragen und kreative Nutzen dieser Ambivalenzen. Bezogen auf die Hochzeit heißt das: *ich fühle mich zwar fremd und anders, darf dies aber auch sein und bin trotzdem ein Teil davon* als Tochter, Schwester, Gast – eine, die da eigentlich gar nicht hinpaßt, aber dennoch da ist und auch dazugehört. Ich selbst, aber auch die anderen, sind mit meinen (und ihren) verschiedenen Identitäten konfrontiert. Im Prinzip geschieht dies jeden Tag und ich habe (es auch genießen) gelernt, damit umzugehen.

Dies klingt optimistisch und auch chancenreich, ist jedoch auf der subjektiven Ebene zeitweise geprägt von Verunsicherungen und Erleben von Krisen. Subjektiv kann das Aushalten von Ambivalenzen als bedrohlich erlebt werden, beinhaltet jedoch an sich ein großes kreatives Potential, da Pluralitäten wahrgenommen, zugelassen und integriert werden können. Es gilt, diese Verunsicherung auszuhalten und zu nutzen, denn es reicht nicht, den alten ‚scheinbaren‘ Sicherheiten, die die Welt wie ‚aus einem Guß‘ aussehen lassen, nachzutrauern.

Bezüglich meiner Gefühle zur Hochzeit geht es darum, Ambivalenz für mich zu erkennen, auch loslassen zu können von den eigenen Illusionen der Eindeutigkeit, Richtigkeit und vollkommenen Harmonie, die sich mir dort dargeboten haben.

Es stellt sich die Frage, wie die anderen Menschen dieses Ritual wahrgenommen haben. Ich beneidete sie ja um ihre scheinbare Sicherheit. Doch waren sie wirklich sicher? Die Abfolge der Traditionen, das gemeinsame Erkennen der Symbole und Sprache erschienen mir, aus meiner mich selbst distanzierenden Sichtweise eindeutig und unhinterfragt. Doch vermute ich auch hier Brüche und Ambivalenzen. Es gilt herauszufinden, in welchen Ambivalenzen ‚die Anderen‘ trotz ihrer scheinbaren Eindeutigkeit leben und mit Hilfe von Kommunikation Brücken zwischen unseren Abgründen zu schlagen oder diese Grenzen anzuerkennen. Diese Trennung über den Weg der Reflexion zu akzeptieren entlastet. Durch Dekonstruktion und Zulassen von Widersprüchlichem werden strukturelle Zusammenhänge klarer. Ich – als postmoder-

nes Subjekt – verstehe dies als Strategie im Umgang mit Komplexität und Ambivalenz. Eine daraus gewonnene Sicherheit kann vielleicht ein Teil der psychischen Grundausstattung sein, die Subjekte benötigen, „um ambivalente Erfahrungen positiv verarbeiten zu können, ohne dem Zwang zu ihrer Homogenisierung und Vereinheitlichung zu unterliegen“ (Keupp, 1994, S. 245).

Eine Strategie hierzu kann sein, diese Erlebnisse aufzuschreiben. Dadurch kann sich Wahrnehmung verändern und das bietet die Möglichkeit, auf neue Aspekte zu stoßen und zu einer stärkeren Bewußtmachung der dahinterliegenden Gefühle zu gelangen, wie es Frigga Haug (1990) vorschlägt:

„Das Aufschreiben von Erlebnissen als Erinnerungen verändert schon eine Menge: man muß aussondern und gewichten, passende Worte suchen, eine Distanz schaffen, Zusammengehöriges ausfindig machen, sich Leser denken und also einzelnes verständlich ergänzen, damit Zusammenhänge erfassen usw. Das ist nicht nur anstrengend, es erfordert auch ein ganz anderes Augenmerk auf die Dinge, und umgekehrt stellt man beim Schreiben plötzlich fest, was einem alles einfällt, was sich hinzudrängt.“ (S. 71)

Das traurige, nachdenkliche Gefühl, das in den Tagen nach der Hochzeit zu einem tiefen Gefühl des Verlustes wurde und mich dazu veranlaßte, mich und meine Identität(en) krisenhaft und grundsätzlich in Frage zu stellen, ist einem Gefühl des Ansporns gewichen. Es ist kein euphorisches Gefühl, ‚daß jetzt alles wieder gut ist‘ – im Gegenteil. Erneut beginnt etwas, dessen Ausgang ungewiß ist. Und ich habe keine andere Chance, werde mich wieder neu auf das ‚postmoderne Spiel‘ einlassen. Krisen wird es immer wieder geben, sicherlich eher als die nächste Hochzeit.

Und wie sagt Bauman (1992) so schön? „Die Postmoderne ist ein Ort der Gelegenheiten und ein Ort der Gefahr; und ist sie beides aus denselben Gründen.“ (S. 320)

Wie be(un)ruhigend.

Anmerkungen

(1) Das Spiegelstadium ist ein wichtiger Punkt bei Lacan, ausgehend von dem Erlebnis eines kleinen Kindes, das sich im Spiegel mit ‚jubilatorischer Geschäftigkeit‘ als somatische Einheit antizipiert und identifiziert, sich plötzlich als Einheit empfindet. Das Spiegelstadium stellt die Matrix aller identifikatorischen Prozesse dar. Der Begriff der Spiegelung hat bei Lacan große Bedeutung als ‚exemplarische Situation‘ der ‚symbolischen Matrix‘, „an der sich das Ich (je) in einer ursprünglichen Form niederschlägt (vgl. Pagel (1989) zu „Im Banne des Spiegels – ‚Ich ist ein anderer‘“ (S. 23 ff.)).

(2) Der Begriff „Generation X“ wurde von Douglas Coupland durch sein Buch „Generation X. Geschichten für eine immer schneller werdende Kultur“ geprägt.

Literatur

- Bauman, Z. (1992). Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Hamburg.
- Haug, F. (1990). Erinnerungsarbeit. Argument.
- Keupp, H. (1994). Grundzüge einer reflexiven Sozialpsychologie. Postmoderne Perspektiven. In H. Keupp (Hrsg.), Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie (S. 226-274). Frankfurt/Main.
- Pagel, G. (1991). Lacan zur Einführung. Hamburg.
- Tepe, P. (1992). Postmoderne, Poststrukturalismus. Wien.